

3 Pflegekinderhilfe – ein theoretischer Verständnisrahmen

Die Pflegekinderhilfe ist ein Bestandteil der Kinder- und Jugendhilfe und umfasst verschiedene Akteur*innen, rechtliche Rahmenbedingungen sowie wissenschaftliche Erkenntnisse zu ihrer Wirksamkeit. Um ein fundiertes Verständnis dieses Systems zu ermöglichen, wird in diesem Kapitel zunächst die Pflegefamilie als Teil der Kinder- und Jugendhilfe eingeordnet (3.1). Anschließend werden die wichtigsten Akteur*innen beschrieben: Pflegekinder, ihre leiblichen Familien, Pflegeeltern sowie die professionellen Netzwerke, welche den Prozess begleiten (3.2). Ein Überblick über die rechtlichen Grundlagen (3.3) verdeutlicht die strukturellen Rahmenbedingungen der Pflegekinderhilfe. Abschließend wird der aktuelle Forschungsstand (3.4) dargestellt, um wissenschaftliche Perspektiven auf Herausforderungen und Entwicklungen in diesem Bereich zu beleuchten.

3.1 Die Pflegefamilie als Element der Kinder- und Jugendhilfe

Während die Fremdunterbringung von Kindern in Deutschland die Ausnahme darstellt, war dies historisch oft anders und unterscheidet sich auch heute kulturell. In einigen Gesellschaften ist es zum Beispiel üblich, Kinder innerhalb der Großfamilie auszutauschen, um Bindungen zu stärken oder eine als strenger geltende Erziehung durch Verwandte zu ermöglichen. Zudem werden Kinder oft von kinderlosen Verwandten aufgenommen, um als Erben zu fungieren. Finanzielle

Notlagen führen ebenfalls dazu, dass Kinder an wohlhabendere Familien abgegeben werden (vgl. Niederberger, 1997, S. 6).

Im gegenwärtigen Kontext in Deutschland hingegen ist die Fremdunterbringung fast ausschließlich auf Kindeswohlgefährdungen zurückzuführen. Vernachlässigung, psychische Erkrankungen der Eltern oder familiäre Krisen sind die häufigsten Gründe. In den meisten Fällen erfolgt die Inpfleggabe nicht freiwillig, sondern nach staatlicher Intervention, die eine (oft nur scheinbar freiwillige) Herausnahme des Kindes notwendig macht. Die Pflegekinderhilfe an sich ist also geprägt durch historische Wurzeln, gesellschaftliche Verankerung und strukturelle Rahmenbedingungen (vgl. Niederberger, 1997, S. 7).

Ursprünglich wurden Pflegekinder hierzulande oft aus wirtschaftlichen Motiven aufgenommen, um als Arbeitskräfte zur Sicherung des Familienunterhalts zu dienen, insbesondere in Zeiten großer Armut. Doch auch religiöse Verpflichtungen und psychische Bedürfnisse der aufnehmenden Eltern(-teile) spielten eine Rolle bei der Entscheidung, Pflegekinder aufzunehmen (vgl. Wolf, 2022, S. 35). Somit lassen sich drei Hauptgruppen von Motiven identifizieren:

1. Religiöse Verpflichtungen: In vielen Kulturen und zu verschiedenen Zeiten war es eine religiöse Pflicht, bedürftigen Kindern zu helfen. Dies führte dazu, dass Menschen Pflegekinder aufnahmen, um diesen moralischen und ethischen Anforderungen gerecht zu werden (vgl. Wolf, 2022, S. 36).
2. Wirtschaftliche Motive: Ein bedeutender Grund für die Aufnahme von Pflegekindern war und ist das wirtschaftliche Interesse. Pflegeeltern erhielten oft finanzielle Unterstützung, sei es in Form von Pflegegeld oder einmaligen Zahlungen. In der Vergangenheit war dies besonders ausgeprägt, da viele Pflegeeltern Kinder aufnahmen, um zusätzliche Einkünfte zu generieren. Diese wirtschaftlichen Motive wurden jedoch zunehmend als problematisch angesehen, insbesondere wenn sie zu Misshandlungen oder Vernachlässigungen führten (vgl. Wolf, 2022, S. 37).
3. Persönliche psychische Bedürfnisse: Im Laufe des 20. Jahrhunderts gewannen emotionale und psychologische Motive an Bedeutung.

Menschen begannen, Pflegekinder aus Mitleid, dem Wunsch, einem Kind zu helfen, oder einem unerfüllten Kinderwunsch aufzunehmen. Diese Entwicklung spiegelt einen Wandel in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Pflegekindern wider, bei dem das Wohl des Kindes in den Vordergrund trat, was in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Wandel des Wertes von Kindern in dieser Epoche steht (vgl. Wolf, 2022, S. 40).

Im Laufe der Zeit haben sich die Motive für die Aufnahme von Pflegekindern also von einer starken Fokussierung auf wirtschaftliche und religiöse Aspekte hin zu emotionalen und sozialen Faktoren verschoben. Heute wird erwartet, dass Pflegeeltern vor allem aus altruistischen Gründen handeln und das Wohl des Kindes in den Mittelpunkt ihrer Entscheidungen stellen (vgl. Wolf, 2022, S. 41).

Ebenso haben sich historisch die rechtlichen Rahmenbedingungen und gesellschaftlichen Einstellungen zur Pflegekinderhilfe verändert. So wurde im Reichswohlfahrtsgesetz von 1922 der Pflegekinderschutz als staatliche Aufgabe anerkannt und der Zuständigkeit der neu geschaffenen Jugendämter unterstellt, was die Bedeutung der Pflegekinderhilfe in der Gesellschaft unterstrich. Diese Veränderungen spiegeln sich auch in den Diskussionen über die Vor- und Nachteile von Heimen im Vergleich zu Pflegefamilien wider, die durch Kampagnen wie „Holt die Kinder aus den Heimen“ beeinflusst wurden (vgl. Blandow & Ristau-Grzebelko, 2011, S. 32).

Das jeweilige Gesellschaftssystem beeinflusst die Fremdplatzierung von Kindern durch ökonomische, soziale, rechtliche, politische und unterstützungsbezogene Faktoren. Ökonomische Bedingungen bestimmen die Ressourcen für Pflegefamilien, während soziale Normen und Werte die Wahrnehmung und Rolle von Pflegeeltern prägen. Rechtliche Rahmenwerke sichern den Schutz von Pflegekindern und definieren Rechte und Verpflichtungen von Pflegeeltern, während politische Systeme insbesondere in autoritären Regimen ideologische Anforderungen an Pflegeeltern stellen können. Schließlich wirkt sich die Verfügbarkeit gesellschaftlicher Unterstützung direkt auf die Bewältigung der Herausforderungen durch Pflegefamilien aus. Diese unterschiedlichen

Einflüsse heben die enge Verknüpfung von Gesellschaftssystem und Fremdplatzierungspraxis hervor, was zeigt, dass Pflegefamilien nicht isoliert betrachtet werden können, sondern in einem größeren gesellschaftlichen Kontext verankert sind (vgl. Blandow & Ristau-Grzebelko, 2011, S. 35).

Um diese Verflechtungen systematisch zu erfassen, bietet der Pflegefamilien-Dreisatz (vgl. Wolf, 2022, S. 16) eine theoretische Rahmung, die sowohl die Funktion von Pflegefamilien als auch ihre gesellschaftliche Bedeutung näher beleuchtet.

1. Pflegefamilien adressieren die grundlegende Frage, wie mit Kindern umgegangen werden kann, deren biologische Eltern ihrer Betreuungsverantwortung nicht gerecht werden können. Diese Aufgabe ist zeitlos und berührt universelle Herausforderungen, die durch soziale Probleme oder Krisen wie Naturkatastrophen oder Kriege entstehen (vgl. Wolf, 2022, S. 16).
2. Die Unterstützung durch soziale Dienste ist gesetzlich begründet und für das Gelingen von Pflegeverhältnissen unabdingbar: Pflegefamilien können ihre Rolle nur erfolgreich ausfüllen, wenn soziale Dienste und Strukturen geschaffen werden, die sowohl Pflegekinder als auch deren Eltern und Pflegeeltern fördern. Diese Unterstützung bildet die Grundlage für eine positive Entwicklung der Kinder und das Bewältigen der Probleme durch ihre Eltern (vgl. Wolf, 2022, S. 17).
3. Der Pflegefamilien-Dreisatz hebt die Komplexität der Beziehungen zwischen Pflegekindern, Pflegefamilien und Herkunftsfamilien hervor und unterstreicht den moralischen Anspruch auf Unterstützung durch die Gesellschaft. Es geht um das Spannungsfeld zwischen Misstrauen gegenüber Pflegeeltern, der Bewertung ihrer Eignung und dem Schutz der Kinder (vgl. Wolf, 2022, S. 19).

3.2 Beschreibung der Akteur*innen

Die Akteur*innen in der Pflegekinderhilfe – Pflegekinder, leibliche Eltern und Pflegefamilien – stehen in einem vielschichtigen Beziehungs-

geflecht, das rechtliche, soziale und emotionale Dimensionen umfasst, welche im Folgenden dargestellt werden.

3.2.1 Pflegekinder

Pflegekinder sind Kinder und Jugendliche, die aufgrund mangelnder Betreuung durch ihre Herkunftsfamilien in Pflegefamilien leben (Wolf, 2022, S. 22). Ihre Unterbringung in Pflegefamilien resultiert häufig aus belastenden Erfahrungen in den Herkunftsfamilien, die durch Vernachlässigung, Misshandlung oder andere Formen familiärer Dysfunktionalität gekennzeichnet sind. Dabei können pränatale Belastungen sowie frühe Traumatisierungen langfristige Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung haben. Studien zeigen, dass insbesondere psychische Erkrankungen und Suchterkrankungen der Eltern ein erhebliches Risikopotenzial für die betroffenen Kinder darstellen (vgl. Kindler, Scheurer-Englisch, Gabler & Köckeritz, 2011, S. 174).

Trotz der Inpflegegabe bleibt die leibliche Familie für viele Kinder ein wichtiger Bezugspunkt. Der Beziehungserhalt wird meist durch Besuchskontakte gefördert, was vor allem gelingt, wenn die Pflegefamilien diesen gegenüber offen sind. Doch auch ohne direkten Kontakt bleibt die leibliche Familie ein präsent Thema für die Kinder (vgl. Reimer, 2017, S. 30). Gleichzeitig wird problematisiert, dass Pflegefamilien mitunter eine kritische Haltung gegenüber den leiblichen Familien einnehmen, was die Integration beider Systeme erschweren kann. Dieses Spannungsverhältnis manifestiert sich unter anderem in Loyalitätskonflikten, die durch unzureichende Berücksichtigung der Rolle der leiblichen Familie verstärkt werden (vgl. Reimer, 2017, S. 30). Darüber hinaus gewinnen Geschwisterbeziehungen zunehmend an wissenschaftlicher Beachtung, da sie in der Vergangenheit oft vernachlässigt wurden, obwohl sie für das kindliche Wohlbefinden von besonderer Bedeutung sein können (vgl. Reimer, 2017, S. 30).

Der Übergang in eine Pflegefamilie stellt für Pflegekinder meist einen biografischen Einschnitt dar, der mit eingeschränkten Partizipationsmöglichkeiten einhergeht (vgl. Kindler et al., 2011, S. 195). Wäh-

rend dieser Phase durchlaufen Pflegekinder nach Nienstedt und Westermann (1999) verschiedene Integrationsphasen: von der anfänglichen Anpassung über die Reinszenierung früherer Beziehungsmuster bis hin zur Akzeptanz der Pflegeeltern. Dabei unterscheiden sich die Reaktionen von Kindern mit Misshandlungs- oder Vernachlässigungserfahrungen: Erstere tendieren zu Distanz, während Letztere anfangs überangepasst agieren, bevor sie möglicherweise durch herausforderndes Verhalten auffallen (vgl. Nienstedt und Westermann, 1999, zit. n. Reimer, 2017, S. 31).

In der sozialpädagogischen Pflegekinderforschung werden pflegekindspezifische Entwicklungsaufgaben identifiziert, die Pflegekinder in ihrer Biografie bewältigen müssen (vgl. Gassmann, 2015, S. 45).

Von besonderer Bedeutung ist die Identitätsentwicklung, denn Pflegekinder müssen oft vielfältige Erfahrungen in ihr Selbstbild integrieren: traumatische Erlebnisse, den Umgang mit mehreren Elternfiguren und unterschiedliche milieuspezifische Einflüsse sowie offene Fragen zu ihrer eigenen Geschichte. Die Auseinandersetzung mit der leiblichen Familie sowie die neue Situation als Pflegekind spielen eine wichtige Rolle bei der Herausbildung eines kohärenten Selbstbildes. Eng damit verknüpft ist die Fähigkeit, Vertrauen zu neuen Bezugspersonen aufzubauen, da frühere Trennungserfahrungen die Bindungsfähigkeit erheblich beeinflussen können (vgl. Gassmann, 2015, S. 46).

Zudem stellt die emotionale Regulation eine besondere Herausforderung dar, denn viele Pflegekinder müssen Strategien entwickeln, um mit belastenden Emotionen umgehen zu können. Die soziale Integration in neue Kontexte, beispielsweise in der Schule oder im Freundeskreis, ist ebenfalls eine bedeutende Entwicklungsaufgabe, da Pflegekinder oftmals mit Wechseln ihres Umfelds konfrontiert sind. Hinzu kommt der Umgang mit Verlust und Trauer, da viele Pflegekinder Trennungen von Bezugspersonen und Geschwistern verarbeiten müssen (ebd.).

Darüber hinaus spielt die Rollen- und Statusfindung innerhalb der Pflegefamilie eine wichtige Rolle, da Pflegekinder ihre Position neu definieren und aktiv aushandeln müssen. Schließlich ist auch die För-

derung der Selbstwahrnehmung und Selbstverantwortung von Bedeutung, um den Kindern zu ermöglichen, ihre eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen und auszudrücken. Diese Entwicklungsaufgaben beeinflussen sich gegenseitig und erfordern eine Begleitung durch feinfühliges Betreuungspersonen, um Pflegekindern eine stabile Entwicklung zu ermöglichen (vgl. Gassmann, 2015, S. 47).

Viele Kinder haben bereits mehrere Beziehungsabbrüche erlebt, was Unsicherheiten über ihren zukünftigen Verbleib verstärkt. Geplante Rückführungen in die Herkunftsfamilie sind selten und berücksichtigen häufig zu wenig die Perspektive der Kinder (vgl. Kindler, Küfner, Thrum & Gabler, 2011, S. 630).

Die Frage nach dem Bild von Pflegekindern wird in der Forschung zunehmend kritisch diskutiert. Während ältere Ansätze Pflegekinder primär als vulnerable Gruppe betrachteten, fordern neuere Studien eine differenziertere Perspektive. Die bloße Zugehörigkeit zur Gruppe der Pflegekinder rechtfertigt keine unmittelbare Risikoeinschätzung, stattdessen sollten sowohl Belastungen als auch Ressourcen in den Blick genommen werden. So wird für eine Abkehr von der Pathologisierung plädiert und die Bedeutung von Resilienzmechanismen innerhalb der Pflegeverhältnisse betont. Die Identitätsbildung stellt hierbei eine wesentliche Entwicklungsaufgabe dar, wobei Pflegefamilien mit eigenen Brüchen in der Biografie besonders förderlich für diesen Prozess sein können (vgl. Reimer, 2017, S. 36).

3.2.2 Leibliche Familien

Die Rolle der leiblichen Familie im Kontext von Pflegeverhältnissen ist Gegenstand intensiver sozialwissenschaftlicher Debatten. Besonders der Begriff *Herkunftseltern* steht in der Kritik, da er Eltern auf ihre Abstammung reduziert und somit den diversen Konstellationen vieler Pflegeverhältnisse nicht gerecht wird. Zudem verweist er auf mögliche Exklusionsprozesse (Langenohl, Pöckler von Lingen, Schäfer, Szyłowski, 2017, S. 4). Gleichzeitig ist es herausfordernd, auf diese Bezeichnung zu verzichten, da sie in Wissenschaft und Praxis fest verankert

ist – etwa durch den Begriff *Herkunftselternforschung*. Im weiteren Text werden daher verschiedene Begriffe wie *Eltern*, *leibliche Eltern* und *Herkunftseltern* verwendet, um der Vielfalt der Realität auch sprachlich Ausdruck zu verleihen.

Eltern, deren Kinder in Pflegefamilien leben, werden zudem oft in polarisierenden Kategorien wahrgenommen – entweder als Opfer staatlicher Eingriffe oder als Personen, die durch frühere Versäumnisse ihre elterlichen Rechte verloren haben. Diese vereinfachten Zuschreibungen verkennen jedoch die Vielfalt der Lebenslagen leiblicher Eltern, die häufig durch psychische, soziale und ökonomische Belastungen gekennzeichnet sind. Dabei behalten leibliche Eltern in vielen Fällen weiterhin Rechte, wie etwa den Kontakt zu ihren Kindern, was die Notwendigkeit einer differenzierten Betrachtung unterstreicht (vgl. Wolf, 2022, S. 22).

Im Rahmen von Pflegeverhältnissen wird die Rolle der Eltern zudem aus verschiedenen Dimensionen beleuchtet. Die biologische Elternschaft, geprägt durch genetische Verbindungen, bleibt auch bei Pflegekindern als unaufhebbare Verbindung bestehen – sie kann sowohl stabilisierend als auch belastend wirken. Im Gegensatz dazu übernehmen die soziale Elternschaft in der Regel die Pflegeeltern, welche die alltägliche Betreuung und Erziehung sicherstellen. Diese Tatsache kann bei Pflegekindern zu widersprüchlichen Loyalitätsanforderungen führen, da sie sich in die Pflegefamilie integrieren sollen, ohne ihre leiblichen Eltern aus ihrem Selbstbild auszuschließen. Die rechtliche Elternschaft hingegen wird durch familiengerichtliche Entscheidungen fragmentiert, sodass Konflikte über den Erhalt oder Verlust von Rechten oft juristisch ausgetragen werden. Einige leibliche Eltern stimmen der Inpflegung zu, um bestimmte Rechtspositionen zu erhalten (vgl. Wolf, 2022, S. 23).

Das Verhältnis zwischen leiblichen Eltern und Pflegeeltern wird häufig in einem Paradigma betrachtet, bei dem ein Zugewinn an Einfluss der einen Seite als entsprechender Verlust der anderen wahrgenommen wird. Diese Konstellation kann zu Rivalitäten führen, die das Wohl des Kindes durch Loyalitätskonflikte beeinträchtigen. Alter-

nativ dazu bieten Konzepte des Koparenting, bei denen beide Parteien ihre jeweiligen Rollen anerkennen und in einer kooperativen Erziehungspartnerschaft zum Wohl des Kindes zusammenwirken, vielversprechende Ansätze zur Konfliktbewältigung (ebd.).

Die fachliche Debatte über die Rolle leiblicher Eltern ist weiterhin lebhaft. Während einige Forscher*innen die enge Bindung zur leiblichen Familie als zentral für die Identitätsentwicklung des Kindes ansehen, argumentieren andere, dass bei traumatischen Erfahrungen der Schutz des Kindes Vorrang haben muss. Die Forschung legt nahe, dass es keine universell gültige Lösung gibt, sondern dass die optimale Gestaltung des Eltern-Kind-Verhältnisses von den individuellen Bedürfnissen des Kindes und den spezifischen Bedingungen des jeweiligen Pflegeverhältnisses abhängt (ebd.).

Die Rolle der leiblichen Geschwister von Pflegekindern wurde in der Forschung bisher wenig berücksichtigt. In der Praxis der Jugendämter bestehen überwiegend zwei gegensätzliche Ansätze: Einerseits wird angestrebt, Geschwister möglichst gemeinsam unterzubringen, andererseits wird eine Trennung befürwortet, um die Integration in die Pflegefamilie zu erleichtern. Beide Strategien bergen Risiken, da sie die individuellen Herausforderungen der Kinder oft unzureichend berücksichtigen. Eine Trennung kann insbesondere ältere Geschwister, vor allem Schwestern, in eine dauerhafte Sorge um die jüngeren Geschwister versetzen. Ein gemeinsames Aufwachsen in der Pflegefamilie kann hingegen dazu führen, dass alte Rollen aus der Herkunftsfamilie fortbestehen, die Integration erschwert wird, oder ein Geschwisterkind unter dem Verhalten des anderen leidet (vgl. Reimer, 2008, S. 37).

Unabhängig von der Konstellation stehen die Geschwister von Pflegekindern vor der Aufgabe, ihre eigene Entwicklung zu gestalten und gleichzeitig eine stabile Geschwisterbeziehung aufzubauen. Dies gelingt in den seltensten Fällen ohne gezielte Unterstützung durch Fachkräfte oder andere Bezugspersonen (vgl. Reimer, 2008, S. 38).

3.2.3 Pflegefamilien

Pflegefamilien stellen unkonventionelle Familienformen dar, die Kinder aufnehmen, wenn die Betreuung durch die Herkunftsfamilie nicht gewährleistet werden kann (vgl. Wolf, 2022, S. 20). Sie zeichnen sich in Deutschland überwiegend durch eine gutbürgerliche Struktur aus, die sich in einem mittleren Einkommen, stabilen wirtschaftlichen Verhältnissen und einer traditionell ausgeprägten Arbeitsteilung manifestiert. Diese Lebensbedingungen stehen in deutlichem Gegensatz zu denen der leiblichen Familien der Pflegekinder, die häufig durch unsichere wirtschaftliche Verhältnisse, eingeschränkte Bildungsmöglichkeiten und unzureichenden Wohnraum charakterisiert sind (vgl. Helming, 2011, S. 256).

In der Forschungsfrage dieser Arbeit wird explizit auf die *Gestaltung der Pflegeelternrolle* Bezug genommen. Diese wird im Folgenden anhand von sechs Aufgabenbereichen näher beschrieben (Wolf, 2007, S. 11):

1. Beziehung zum Pflegekind: Pflegeeltern müssen ein Kind kennenlernen, dessen Vorerfahrungen oft nur unzureichend dokumentiert oder überhaupt nicht bekannt sind. Sie begegnen möglicherweise Verhaltensweisen, die sie nicht nachvollziehen können, oder erleben, dass das Kind nicht ihren Erwartungen entspricht.
2. Zusammenarbeit mit der leiblichen Familie: Pflegeeltern sind gefordert, eine Beziehung zur Familie des Kindes zu gestalten. Dabei gilt es, deren Perspektiven und Erwartungen einzubeziehen, Besuchskontakte zu begleiten sowie mit potentiellen Belastungen des Kindes umzugehen.
3. Dynamik innerhalb der Pflegefamilie: Die Aufnahme eines Pflegekindes verändert bestehende familiäre Strukturen, insbesondere die Beziehungen zu leiblichen Kindern und anderen Angehörigen, was eine Neuordnung der Rollen und Erwartungen erforderlich macht.
4. Umgang mit externen Faktoren: Pflegefamilien bewegen sich im Spannungsfeld zwischen Privatheit und institutioneller Kontrolle.

Der Einfluss durch Fachkräfte oder die leibliche Familie des Kindes kann als Eingriff in die Autonomie der Familie empfunden werden.

5. Selbstbild und Reflexion: Pflegeeltern sind gefordert, ihre eigene Rolle zu reflektieren, ihre Erwartungen an das Pflegekind zu hinterfragen und sich der Motive für die Aufnahme eines Pflegekindes bewusst zu werden.
6. Alltag und Anpassung: Die Aufnahme eines Pflegekindes bedeutet eine plötzliche Veränderung des familiären Lebens. Pflegeeltern müssen sich an neue Routinen und Herausforderungen anpassen sowie eine hohe Toleranz und Flexibilität zeigen.

Die Anforderungen an Pflegefamilien sind also vielfältig und erfordern eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit den Bedürfnissen des Kindes, dessen Eltern, sowie der eigenen Rolle und Belastungsgrenzen.

Familie vereint sowohl biologische als auch soziale Aspekte. Diese doppelte Struktur ermöglicht es, dass Kinder nicht nur bei ihren leiblichen Eltern, sondern auch in Adoptiv- oder Pflegefamilien aufwachsen können (vgl. Helming, 2011, S.228). Pflegeelternschaft wird als ein aktiver Gestaltungsprozess betrachtet, der sich grundlegend von der biologischen Elternschaft unterscheidet. Dies zeigt sich bereits in der Herausforderung, ein Pflegekind auszuwählen – ein Vorgang, der im Widerspruch zur Erwartung steht, Kinder bedingungslos anzunehmen (vgl. Helming, 2011, S.233). Pflegefamilien, ebenso wie andere Familienformen, sind keine starren Gebilde, sondern werden als dynamischer und fortlaufender Prozess des *Doing Family* verstanden. Dabei stehen alltägliche Interaktionen und Fürsorgeleistungen im Mittelpunkt, durch die Familie kontinuierlich gestaltet und gefestigt wird. Pflegefamilien befinden sich dabei an der Schnittstelle zwischen privaten und öffentlichen Akteur*innen und fungieren einerseits als autonome Einheit, andererseits aber auch als integraler Bestandteil eines institutionellen Rahmens (vgl. Helming, 2011, S. 231).

Die grundlegenden Aspekte des *Doing Family* in Pflegefamilien lassen sich in mehreren Dimensionen konkretisieren (vgl. Helming, 2011, S.235). Regelmäßige Alltagsrituale wie gemeinsame Mahlzeiten oder Freizeitaktivitäten fördern dabei die Interaktion und stärken das

Zugehörigkeitsgefühl. Die Integration von Pflegekindern erfordert zudem, dass Pflegeeltern sich der unterschiedlichen Ausgangssituationen und emotionalen Bedürfnisse der Kinder bewusst sind. Diese Integrationsbemühungen werden weiter unterstützt durch die Einbindung erweiterter sozialer Netzwerke, die zusätzliche Stabilität und Zugehörigkeit vermitteln. Darüber hinaus tragen unstrukturierte, beiläufige Interaktionen und die physische Präsenz im Wohnraum – exemplarisch etwa durch das „Sich-Riechen-Können“ – wesentlich dazu bei, eine Atmosphäre zu schaffen, in der sich Pflegekinder und auch leibliche Familienmitglieder geborgen fühlen (vgl. Helming, 2011, S. 235). Die leiblichen Kinder der Pflegeeltern nehmen für Pflegekinder insbesondere in den ersten Wochen nach deren Ankunft häufig eine bedeutende Rolle ein, was ihnen innerhalb der Familie sowie in der Beziehung zum Pflegekind eine besondere Stellung verleiht. Sie stehen nicht nur vor der Herausforderung, sich an die veränderte Familiensituation und die reduzierte elterliche Aufmerksamkeit anzupassen, sondern werden häufig aktiv in die soziale und emotionale Unterstützung des Pflegekindes eingebunden (vgl. Reimer, 2008, S. 37).

In den 1980er Jahren entwickelte sich ein Theoriestreit über die Rolle von Pflegefamilien, insbesondere über die Konzepte der Ersatz- und Ergänzungsfamilie. Diese Debatte basierte jedoch weniger auf empirischen Forschungsergebnissen als auf Beobachtungen und theoretischen Annahmen. In der Praxis haben beide Ansätze bis heute Relevanz: Das Ersatzfamilienkonzept sieht vor, dass Pflegeeltern die volle elterliche Verantwortung übernehmen und dem Kind Stabilität sowie familiäre Zugehörigkeit bieten, während die Herkunftsfamilie in den Hintergrund tritt. Das Ergänzungsfamilienkonzept hingegen erkennt die leiblichen Eltern weiterhin als wichtige Bezugspersonen an, wobei Pflegeeltern eine unterstützende Rolle in der Beziehung zwischen Kind und Herkunftsfamilie einnehmen (vgl. Wolf, 2022, S. 74).

Obwohl diese Konzepte in der wissenschaftlichen Diskussion kaum noch eine Rolle spielen, finden sie in der Praxis weiterhin Anwendung. Heutige theoretische Ansätze setzen verstärkt auf flexible und integrative Modelle, die den individuellen Bedürfnissen der Kinder Rechnung

tragen und ihre positive Entwicklung bestmöglich fördern (vgl. Wolf, 2022, S. 76).

Zu Langzeitpflegeverhältnissen und dem Rollenverständnis von Pflegeeltern gibt es Untersuchungen aus dem englischsprachigen Raum (Gillian Schofield und Emma Ward, University of East Anglia). So verstehen einige Pflegeeltern sich primär als *Carer* und nehmen eine professionelle Betreuungsfunktion ein, ohne eine vollumfängliche Elternrolle zu beanspruchen. Diese Gruppe arbeitet häufig eng mit Sozialen Diensten zusammen und begleitet die Entwicklung der Kinder, wobei sie zwischen eigenen und betreuten Kindern differenziert. Andere Pflegeeltern hingegen identifizieren sich mit der Rolle als *Parents*, betonen den Aufbau einer authentischen familiären Beziehung und orientieren ihr Handeln an den Bedürfnissen der Pflegekinder. Über beide Gruppen hinweg prägen externe Erwartungen sowie die individuelle Selbstwahrnehmung das Rollenverständnis, wobei Flexibilität und die Berücksichtigung individueller Stärken und Grenzen für ein gelungenes Matching zwischen Pflegekind und Pflegeeltern von wichtiger Bedeutung sind (Schoefield & Ward, 2010, S. 234, zit. n. Wolf, 2022, S. 76).

Zudem gibt es innerhalb der Pflegekinderhilfe unterschiedliche Formen von Pflegeverhältnissen, welche sich in ihrer Ausgestaltung und Zielsetzung unterscheiden. Diese sollen im Folgenden kurz skizziert werden.

Die Kurzzeitpflege bietet Kindern in Krisensituationen eine vorübergehende, sichere Umgebung, während eine Rückkehr oder eine langfristige Lösung vorbereitet wird. Bereitschaftspflege dient der mittelfristigen Betreuung, wenn die Zukunft des Kindes noch unklar ist; hier sind Flexibilität und emotionale Stabilisierung besonders wichtig (vgl. Wolf, 2022, S. 57). Dauerpflege hingegen stellt eine langfristige Lösung dar, meist bis zur Volljährigkeit, und gibt Kindern ein stabiles Zuhause, wenn eine Rückkehr zur Herkunftsfamilie nicht möglich ist (vgl. Wolf, 2022, S. 62).

Verwandtenpflege ermöglicht die Betreuung durch Verwandte, wenn Eltern dazu nicht in der Lage sind. Sie kann formell, mit Un-

terstützung des Jugendamts, oder informell, ohne offizielle Regelung, erfolgen. Diese Pflegeform erleichtert Kindern durch ein vertrautes Umfeld die Anpassung, bringt aber auch Herausforderungen wie rechtliche Unsicherheiten oder fehlende Ressourcen mit sich (vgl. Wolf, 2022, S. 81).

3.2.4 Soziale Dienste

Den strukturellen Rahmen für Pflegeverhältnisse bilden Soziale Dienste. Häufig sind diese in Form von Jugendämtern organisiert, oder als Angebote freier Träger. Trotz ihrer wichtigen Funktion zeigen sich jedoch erhebliche regionale Unterschiede in der personellen und methodischen Ausstattung: Viele Jugendämter operieren unter hoher Arbeitsbelastung, ohne einheitliche Qualitätsstandards und mit einem unzureichenden Methodenrepertoire (vgl. Helming, Sandmeir, Kindler & Blüml, 2011, S. 106).

Ein wesentliches Merkmal der Sozialen Dienste ist ihre organisatorische Verankerung: In Deutschland sind 87 % der Pflegekinderdienste als eigenständige Einheiten innerhalb der Jugendämter strukturiert, wobei ihre Aufgaben je nach Region variieren (vgl. Wolf, 2022, S. 193). Die Qualität der Betreuung hängt dabei maßgeblich von der personellen Ausstattung ab. So wird eine Fallbelastung von maximal 30 bis 35 Fällen pro Fachkraft als sinnvoll erachtet, wenngleich bundesweit verbindliche Standards bislang fehlen. Studien aus Großbritannien belegen zudem einen klaren Zusammenhang zwischen Fallzahlen, Betreuungsqualität und der Zufriedenheit von Pflegeeltern (vgl. Wolf, 2022, S. 193).

Neben der strukturellen Ausstattung erweisen sich auch Kooperationen als entscheidender Faktor für die Wirksamkeit der Pflegekinderhilfe. Die Zusammenarbeit erfolgt dabei auf verschiedenen Ebenen – zwischen privaten Akteur*innen wie Pflegeeltern und Herkunftsfamilien, zwischen privaten und beruflichen Akteur*innen sowie zwischen unterschiedlichen Organisationen und Professionen (vgl. Helming et al., 2011, S. 124).

Zu den Aufgaben der Pflegekinderhilfe gehören: die Eignungsfeststellung, Qualifizierung und Vorbereitung von Bewerber*innen um ein Pflegekind, die Verfahren zur Vorbereitung von Kindern und ihren leiblichen Eltern auf die Inpflegegabe, die Auswahl einer geeigneten Familie für ein bestimmtes Kind sowie die Überleitung des Kindes in die Pflegefamilie und die Gestaltung der Integrationsphase. Weitere Aufgaben betreffen die Festlegung von Kontakthäufigkeiten zu Pflegefamilien und Beratungsschwerpunkten in verschiedenen Phasen des Pflegeverhältnisses, die Einbeziehung leiblicher Kinder der Pflegeeltern in Beratungs- und Unterstützungsangebote, die Gestaltung von Umgangs- und Besuchskontakten, die Unterstützung der Pflegefamilie in Krisensituationen, die Umsetzung von Hilfeplanungen und arbeitsteiligen Zuständigkeiten zwischen ASD und Pflegekinderdiensten, sowie den Umgang mit Kindeswohlgefährdung durch Pflegeeltern (vgl. Helming et al., 2011, S. 105).

3.3 Rechtliche Grundlagen

Die Gestaltung von Pflegeverhältnissen wird maßgeblich durch gesetzliche Vorgaben bestimmt, welche die Rechte von Pflegeeltern, leiblichen Eltern und Kindern regeln. Das Sozialgesetzbuch VIII (SGB VIII) bildet die Grundlage, insbesondere §33 zur "Vollzeitpflege". Pflegeverhältnisse entstehen mit Zustimmung der Eltern gemäß §27 und §33 SGB VIII, während ohne Zustimmung der Eltern gemäß §8a SGB VIII eine gerichtliche Entscheidung erforderlich ist. Weitere Regelungen umfassen §44 SGB VIII für Verwandtenpflege, §42 SGB VIII für Inobhutnahmen sowie §35a SGB VIII für Eingliederungshilfe bei seelischen Behinderungen. Ab 2028 treten grundlegende Änderungen durch das Kinder- und Jugendstärkungsgesetz (KJSG) in Kraft (vgl. Wolf, 2022, S. 27).

Das Dreieck zwischen Eltern, Pflegeeltern und Jugendamt ist ein zentrales Element der Pflegekinderhilfe. Es entsteht durch die rechtlichen Beziehungen, die die Entwicklung des Kindes, das Leben der Pflegefamilie und die Interaktion zwischen Leiblichen und Pflegefamilien

beeinflussen. Ein bedeutsamer Aspekt dieser Beziehungen ist, dass die Eltern bei Vorliegen eines erzieherischen Bedarfs einen Anspruch auf Hilfe zur Erziehung haben, was die Notwendigkeit einer Pflegefamilie umfassen kann (vgl. Wolf, 2022, S. 29).

Das Jugendamt übernimmt eine entscheidende Rolle in diesem Dreieck: Es entscheidet über die Anträge der Eltern, prüft die Eignung der Pflegefamilien und stellt sicher, dass die Pflegeeltern auf die Aufnahme des Kindes vorbereitet sind. Darüber hinaus regelt es vertragliche Vereinbarungen, die etwa Pflegegeld und die Begleitung der Pflegefamilien betreffen (ebd.).

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Parteien. Hier bestehen oft unterschiedliche Wahrnehmungen und Interessen, die es zu verbinden gilt. Um das Wohl des Kindes zu sichern, müssen alle Beteiligten in der Lage sein, Kompromisse zu finden und regelmäßig zu kommunizieren. Dies umfasst auch die Klärung der Entscheidungsbefugnisse der Pflegeeltern, sowohl in alltäglichen als auch in außergewöhnlichen Angelegenheiten. Diese Regelungen können vertraglich festgehalten werden, ebenso wie die Besuchskontakte zwischen den leiblichen Eltern und dem Kind (ebd.).

3.4 Forschungsstand

Die Forschung zur Lebenssituation von Pflegekindern hat in den letzten Jahrzehnten deutlich an Bedeutung gewonnen. In der Betrachtung der Literatur zeigen sich vier Forschungsfelder, die sich aufeinander beziehen und dennoch unterschiedliche Themen fokussieren (vgl. Werner, 2019, S. 41). Auch in dieser Arbeit greifen sie ineinander.

Die Pflegekinderhilfeforschung untersucht Grundlagen, Strukturen und Akteur*innen des Pflegekinderhilfesystems. Im Fokus stehen gesetzliche Bestimmungen, politische Intentionen sowie das Zusammenspiel relevanter Akteur*innen wie Behörden und Sozialarbeiter*innen im Bereich der Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen (vgl. Werner, 2019, S. 41).

Die Pflegefamilienforschung untersucht verschiedene Aspekte, wie Motive, Belastungen, Bindungsrepräsentationen, Ressourcen und Unterstützungsbedarfe von Pflegeeltern und Pflegefamilien (vgl. Werner, 2019, S. 42).

Die Herkunftselternforschung beschäftigt sich mit den leiblichen Eltern der Pflegekinder und deren Lebensumständen. Sie untersucht die Beziehung zwischen Herkunftseltern und Pflegekindern sowie den Einfluss dieser Beziehung auf die kindliche Entwicklung (vgl. Werner, 2019, S. 46).

Die Pflegekinderforschung stellt die Erfahrungen der Pflegekinder selbst in den Mittelpunkt. Sie befasst sich mit ihren psychischen Belastungen, Bindungsbeziehungen zu den Pflegeeltern, dem Verlauf der Pflegeverhältnisse sowie der langfristigen psychosozialen Entwicklung ehemaliger Pflegekinder. Dieses Forschungsfeld beleuchtet die vielfältigen Dimensionen der Lebensrealität von Pflegekindern (vgl. Werner, 2019, S. 48).

3.4.1 Motive und Motivationen von Pflegeeltern

Die Motivationsforschung in der Pflegekinderhilfe hat sich über Jahrzehnte hinweg differenziert und beleuchtet die Beweggründe von Pflegeeltern aus verschiedenen Perspektiven. Erste Studien, wie die von Lotte Danzinger et al. (1930), untersuchten die Motive von Pflegemüttern und identifizierten persönliche, finanzielle und familiäre Beweggründe als zentrale Einflussfaktoren für die Aufnahme eines Pflegekindes. Später ergänzte Annemarie Dührssen (1958) diese Forschung durch eine kritische Betrachtung neurotischer Motivationen, wie dem Wunsch, ein eigenes Kind zu ersetzen oder eine frühere Abtreibung zu kompensieren, und wies auf die Gefahr unrealistischer Erwartungen an Pflegekinder hin (vgl. Reimer, 2017, S. 41).

Blandow (1972) erweiterte die Diskussion, indem er die Komplexität der Motivationen hervorhob und feststellte, dass tiefere Gründe oft nicht direkt benannt werden, was die Aussagekraft einfacher Befragungen begrenzt. Darauf aufbauend differenzierte Kwapil (1987) zwischen

verschiedenen Motivationstypen, etwa Pflegeeltern, die bereits eine Beziehung zu einem Kind hatten, solche, die Beruf und Familie verbinden wollten, und solche, die aus altruistischen Beweggründen handelten (vgl. Reimer, 2017, S. 42).

Auch zu Motiven von Verwandtenpflegen liegen Untersuchungen vor. Als Hauptmotiv wird die empfundene Verantwortung gegenüber einem nahestehenden Kind benannt. Familiäre Verbundenheit und die Vorstellung einer natürlichen Fürsorgepflicht spielen dabei eine entscheidende Rolle. Verwandte übernehmen die Pflege meist nicht wegen institutioneller Anreize, sondern aus der Überzeugung, Schutz und Stabilität bieten zu müssen. Diese Haltung ist stark von moralischen, sozialen und kulturellen Werten geprägt (Blandow & Küfner, 2011, S. 751).

Ein weiteres wichtiges Motiv ist der Wunsch, das Kind in der Familie zu halten und eine Fremdunterbringung zu vermeiden. Oft geht der Entscheidung eine längere Unterstützungsphase für die leiblichen Eltern voraus. Erst wenn diese scheitert, übernehmen Verwandte endgültig die Verantwortung – entweder schrittweise oder plötzlich, etwa nach einer akuten Kindeswohlgefährdung. Auch emotionale Faktoren wie Schuldgefühle, Scham oder Loyalität beeinflussen die Entscheidung. Manche Verwandte fühlen sich mitverantwortlich für die Situation des Kindes, andere handeln unter familiärem oder gesellschaftlichem Erwartungsdruck (Blandow & Küfner, 2011, S. 751).

Die Erforschung von Motiven in der Pflegekinderhilfe veranschaulicht die Rolle qualitativer Ansätze in der wissenschaftlichen Praxis. Schäfer (2012) und Blandow (1972) unterstreichen, dass einfache Befragungen oder quantitative Verfahren häufig an ihre Grenzen stoßen, da tiefere, oft implizite Gründe und Sinnkonstruktionen nicht direkt benannt werden oder erkennbar sind (vgl. Reimer, 2017, S. 42).

Sowohl die Forschung zur Pflegekinderhilfe als auch McClellands Untersuchungen zu Motiven betonen die Grenzen direkter Befragungsmethoden und quantitativer Verfahren bei der Erfassung vielschichtiger, oft impliziter Motive. Während Schäfer (2012) und Blandow (1972) darauf hinweisen, dass tiefere Sinnkonstruktionen und unbewusste

Beweggründe in der Pflegekinderhilfe nur schwer durch herkömmliche Methoden erfasst werden können (vgl. Reimer, 2017, S. 42), argumentiert McClelland (1958) ähnlich für die Motivationsforschung: Er bezweifelt, dass sich implizite Motive durch direkte Befragung oder Verhaltensbeobachtung zuverlässig bestimmen lassen, und schlägt stattdessen projektive Verfahren wie das Erzählen von Geschichten zu bildlichen Vorlagen vor (McClelland et al., 1958, zit. n. Brunstein, 2018, S. 270). Beide Erkenntnisse verdeutlichen somit die Notwendigkeit qualitativer Methoden.

Einzelfallstudien erlauben es, versteckte oder wenig beleuchtete Phänomene zu verstehen. Sie dienen nicht nur dazu, individuelle Erfahrungen zu rekonstruieren, sondern auch, allgemeine Muster abzuleiten. Durch eine schrittweise Erhöhung des Abstraktionsniveaus können aus spezifischen Einzelfällen Thesen entwickelt werden, die sich auf größere Gruppen oder gesellschaftliche Kontexte übertragen lassen. Schäfer zeigt etwa, dass Pflegeeltern, die ihre Rolle als sinnvoll und bereichernd erleben, widerstandsfähiger gegenüber den Belastungen des Alltags als Pflegefamilie sind (vgl. Schäfer, 2012, S. 141).

3.4.2 Entwicklung ehemaliger Pflegekinder

Die psychosoziale Entwicklung ehemaliger Pflegekinder wurde in zahlreichen Studien untersucht, wobei der Schwerpunkt sowohl auf quantitativen als auch auf qualitativen Ansätzen lag. Quantitative Untersuchungen fokussieren meist schulische, ausbildungsbezogene, beziehungs- und sozialrelevante Parameter (Kindler et al., 2011). Qualitative Studien hingegen beleuchten individuelle Entwicklungsverläufe und die Identitätsbildung, die oftmals durch belastende Erfahrungen in der Herkunftsfamilie und die Erfahrung, nicht bei den leiblichen Eltern aufzuwachsen, herausfordernd gestaltet wird. Einige Fallstudien aus Deutschland (Gehres & Hildenbrand, 2008; Pietsch, 2009) weisen darauf hin, dass die Identitätsentwicklung trotz schwieriger Ausgangsbedingungen überwiegend als gelungen beurteilt werden kann, während umfangreichere Untersuchungen heterogene Ergebnisse aufzeigen

– von gelungenen bis zu problematischen Entwicklungsverläufen (Andersson, 2005; Reimer, 2012; Schofield, 2002). Zudem betonen Studien den förderlichen Einfluss stabiler Beziehungen zu Pflegeeltern sowie die Bedeutung von sozialen Netzwerken, die außerhalb der Pflegefamilie aufgebaut werden, für die langfristige psychosoziale Stabilität (Petri, 2011; Schofield, 2002; McMahon & Curtin, 2013). Insgesamt besteht weitgehende Einigkeit darüber, dass sowohl individuelle Faktoren als auch das soziale Umfeld die langfristige Entwicklung von Pflegekindern maßgeblich beeinflussen (vgl. Werner, 2019, S. 56).

Im deutschsprachigen Raum führte eine Forschungsgruppe der Uni Siegen zwischen 2008 und 2011 im Rahmen der Studie „Aufwachsen in Pflegefamilien“ eine Reihe von Projekten durch, in denen insgesamt 78 biografische Interviews mit jungen Erwachsenen, die in Pflegefamilien aufgewachsen sind, durchgeführt wurden. Ziel dieser Interviews war es, das subjektive Erleben der Befragten zu erfassen. Nach einer initialen biografischen Erzählung folgten narrative Nachfragen sowie die Erstellung einer „Gute Zeiten – Schlechte Zeiten“-Linie, um besondere Lebensereignisse der Proband*innen zu reflektieren. Die Bandbreite der geschilderten Lebensverläufe reicht von Schulabbrüchen und Obdachlosigkeit bis hin zu erfolgreichen Bildungs- und Berufskarrieren (vgl. Reimer, 2012, S. 283).

Zur Identifikation erfolgreicher Verläufe wurden Kriterien wie berufliche Integration, stabile soziale Beziehungen und das Gefühl eines erfüllten Lebens herangezogen. Die Forschung untersuchte, welche Ressourcen und Wendepunkte trotz schwieriger Ausgangsbedingungen positive Entwicklungen ermöglichen. Gleichzeitig wurde die starre Kategorisierung in positive und negative Biografien kritisch hinterfragt, da selbst in erfolgreichen Lebensverläufen belastende Erfahrungen und in problematischen Biografien hilfreiche Potenziale erkennbar sind (vgl. Reimer, 2012, S. 285).

Ein weiteres prägendes Thema für (ehemalige) Pflegekinder sowie andere Akteur*innen der Pflegekinderhilfe ist der Umgang mit Konventionen und Normalität. Obwohl dieses Konzept eine wichtige Rolle spielt, bleibt es häufig unscharf definiert oder wird verkürzt dargestellt.

Dies führt dazu, dass sich die Forschung stark an sozialpädagogische Diskurse anlehnt, die ebenfalls Schwierigkeiten im Umgang mit Normalität haben (vgl. Reimer, 2017, S. 128).

Die Frage nach Normalität betrifft die Akteur*innen im Pflegekinderbereich unterschiedlich. Herkunftseltern überschreiten oftmals gesellschaftliche Normalitätsgrenzen und befinden sich in prekären Lebenslagen. Pflegefamilien hingegen bewegen sich in einem Spannungsfeld zwischen Normkonformität und Abweichung, wobei sie häufig eine „Normalität als ob“ inszenieren. Für Pflegekinder selbst stellt sich die Herausforderung, zwischen Normalität und Exklusivität zu balancieren. Besonders die Schule kann dabei eine stabilisierende Funktion übernehmen (vgl. Reimer, 2017, S. 129–131).

Reimer identifiziert vier Idealtypen der Normalitätskonstruktion ehemaliger Pflegekinder. Der Typ „Normalität behaupten“ blendet die eigene Biografie als Pflegekind aus, idealisiert die Pflegefamilie und meidet den Kontakt zur Herkunftsfamilie, was jedoch die autonome Lebensführung erschweren kann. Der Typ „Normalität vorleben“ orientiert sich bewusst an gesellschaftlichen Normen, strebt soziale Anpasstheit an und grenzt sich kontrolliert von als „anormal“ empfundenen Erfahrungen ab. Der Typ „Über fehlende Normalität philosophieren“ setzt sich reflektierend mit der eigenen Biografie auseinander, hält Distanz zu beiden Familien und kompensiert Unsicherheiten durch Bildung und beruflichen Erfolg. Der vierte Typ, „Fehlende Normalität zelebrieren“, akzeptiert hingegen seine Andersartigkeit aktiv, nutzt sie als Ressource, läuft jedoch Gefahr, sozial exkludiert zu werden (vgl. Reimer, 2017, S. 378–383).

Eine wesentliche Schlussfolgerung der Forschungsübersicht ist, dass die qualitative Analyse von Pflegekinderbiografien weiterentwickelt werden sollte. Besonders der Bereich der Längsschnittstudien zur Entwicklung von Pflegekindern erfordert mehr Aufmerksamkeit, um ein tieferes Verständnis der Herausforderungen und Erfolge dieser Kinder zu erlangen (Werner, 2019, S. 56).

3.4.3 Ehemalige Pflegekinder als Pflegeeltern

Obwohl sich das Forschungsinteresse an ehemaligen Pflegekindern zunehmend erweitert, bleibt die Elternschaft dieser Gruppe weitgehend unerforscht (vgl. Klein, 2020, S. 38). Insbesondere die Frage, inwiefern ehemalige Pflegekinder selbst zu Pflegeeltern werden, wurde bislang kaum wissenschaftlich beleuchtet. Eine Ausnahme bildet die Arbeit von Hamilton & Harris (2018), die sich mit den Bedingungen auseinandersetzt, unter denen ehemalige Pflegekinder erfolgreiche Pflegeeltern werden können. Da sich Kinderschutz- und Jugendhilfesysteme länderspezifisch unterscheiden, sind die Befunde jedoch nicht ohne Weiteres auf den deutschen Kontext übertragbar.

Der Forschungsstand zur Elternschaft ehemaliger Pflegekinder lässt sich in zwei Bereiche unterteilen. Erstens werden die Herausforderungen und Ressourcen untersucht, die ehemalige Pflegekinder in ihrer Elternrolle erleben. Forschungsergebnisse zeigen, dass biografische Erfahrungen als Pflegekind sowohl belastende als auch resilienzfördernde Effekte auf die eigene Erziehungspraxis haben können (Bustillos, 2019; Gislason, 2021). Zweitens wird die gesellschaftliche und institutionelle Infragestellung ihrer Elternschaft analysiert. So weisen die Ergebnisse einer Untersuchung aus dem deutschsprachigen Raum darauf hin, dass ehemaligen Pflegekindern elterliche Kompetenzen häufiger abgesprochen werden als anderen Eltern, was sie besonderen institutionellen und sozialen Herausforderungen aussetzt (vgl. Klein, 2020, S. 246).

Die Dissertation von Bustillos (2019) liefert vertiefte Einblicke in die generationsübergreifenden Dynamiken von Elternschaft ehemaliger Pflegekinder. Sie untersucht, welche Faktoren zur Fortsetzung oder Unterbrechung von Misshandlungszyklen beitragen und inwiefern biografische Erfahrungen als Pflegekind die Erziehung des eigenen Kindes beeinflussen. Die Ergebnisse zeigen, dass traumatische Erlebnisse in der eigenen Kindheit häufig mit Unsicherheiten in der Elternrolle und der Angst vor einer Intervention des Jugendamts verbunden sind. So berichten einige der befragten ehemaligen Pflegekinder von der Sorge, als Eltern nicht ausreichend kompetent zu sein oder gesellschaftlich als ungeeignet wahrgenommen zu werden (vgl. Bustillos, 2019, S. 206).

Gleichzeitig zeigen die Befunde, dass einige ehemalige Pflegekinder gezielt Strategien entwickeln, um negative Erziehungsmuster zu durchbrechen. Sie treffen bewusste Erziehungsentscheidungen, die auf positiven Erfahrungen oder gezielter Reflexion über ihre eigenen Kindheitstraumata basieren. Besonders bedeutsam ist dabei die Rolle von Bildung: Höher gebildete ehemalige Pflegekinder neigen eher dazu, stabile Lebensbedingungen zu schaffen und eine Elternschaft außerhalb des Kinderschutzsystems zu führen. Darüber hinaus spielen soziale Netzwerke, insbesondere religiöse Gemeinschaften und unterstützende Peers, eine relevante Rolle bei der emotionalen Stabilität und der Selbstverortung als Eltern (vgl. Bustillos, 2019, S. 233).

Ein weiteres Ergebnis der Studie ist die Identifikation struktureller Barrieren, die die Elternschaft ehemaliger Pflegekinder erschweren. Dazu zählen insbesondere Wohnungs- und Ernährungsunsicherheit sowie das erhöhte Risiko intergenerationaler Armut, die das Eingreifen von Jugendhilfesystemen wahrscheinlicher machen. Während viele ehemalige Pflegekinder Unterstützung aus informellen Netzwerken (z. B. Glaubensgemeinschaften) erhalten, zeigt die Studie, dass systematische Reformen notwendig sind, um nachhaltige Verbesserungen für diese Elterngruppe zu erzielen. Im Fazit wird betont, dass bisher zu wenig über die positiven Erziehungspraktiken ehemaliger Pflegekinder bekannt ist und es wird eine stärkere Berücksichtigung von Trauma-Analysen in intersektionalen Forschungsansätzen sowie eine politische Neuausrichtung gefordert, die langfristige Unterstützungsstrukturen über das 18. Lebensjahr hinaus schafft (vgl. Bustillos, 2019, S. 234).

In einer weiteren Dissertation aus dem US-amerikanischen Raum wird mit einer qualitativen Studie untersucht, wie ehemalige Pflegekinder als Mütter den Bindungsprozess zu ihren Kindern erleben und welche Herausforderungen sie im Übergang zur Mutterschaft bewältigen müssen (Gislason 2021). Die Datenanalyse zeigt, dass der Bindungsprozess zu den eigenen Kindern durch drei zentrale Prozesse geprägt ist. Erstens spielt die Entwicklung einer mütterlichen Identität eine entscheidende Rolle. Viele der befragten Frauen reflektierten intensiv darüber, welche Art von Mutter sie sein möchten, und versuchten

gezielt, sich von negativen Erziehungsmustern abzugrenzen sowie eigene, bewusst gewählte Erziehungspraktiken zu etablieren. Zweitens steht die Reflexion über die eigene Vergangenheit im Mittelpunkt. Die Auseinandersetzung mit früheren Traumata beeinflusst maßgeblich den Bindungsaufbau zu den eigenen Kindern. Während einige Mütter ihre Kindheitserfahrungen aktiv aufarbeiteten und daraus resiliente Erziehungsstrategien entwickelten, hatten andere Schwierigkeiten, sich mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen, was den Bindungsaufbau erschwerte oder als belastend empfunden wurde. Drittens zeigte sich ein entwicklungsorientierter Ansatz in der Elternschaft dieser Frauen. Viele betrachteten die Mutterschaft als Möglichkeit, ihre eigene Vergangenheit zu transformieren und für ihre Kinder eine sichere und stabile Umgebung zu schaffen. Besonders diejenigen, die Zugang zu unterstützenden sozialen Netzwerken hatten, entwickelten eine stärkere Resilienz gegenüber den Herausforderungen der Mutterschaft (vgl. Gislason, 2021, S. 111).

Darüber hinaus verdeutlicht die Studie spezifische Herausforderungen, mit denen diese Gruppe von Müttern konfrontiert sind. Viele der Befragten empfanden Unsicherheiten in ihrer Elternrolle, da sie keine stabilen elterlichen Vorbilder hatten. Zudem äußerten sie eine starke Angst, die Fehler ihrer eigenen Eltern zu wiederholen, was häufig zu einem hohen Druck in der Erziehung führte. Ein weiteres Problem stellte der Mangel an sozialer Unterstützung dar, da viele Frauen über keine familiären Netzwerke verfügten, auf die sie in schwierigen Zeiten zurückgreifen konnten (vgl. Gislason, 2021, S. 115).

Im Fazit betont Gislason (2021), dass Frauen, die als Pflegekinder aufgewachsen sind, sowohl Risiken als auch Ressourcen für ihre eigene Elternschaft mitbringen. Besonders entscheidend sei die Fähigkeit zur Selbstreflexion: Frauen, die ihre eigenen Erfahrungen aktiv hinterfragen und verarbeiten konnten, haben eine höhere Wahrscheinlichkeit, negative Muster zu durchbrechen und eine sichere Bindung zu ihren Kindern aufzubauen. Gleichzeitig unterstreicht die Studie den Bedarf an gezielten Unterstützungsangeboten, die diesen Müttern Ressourcen zur Verfügung stellen, um ihre eigene emotionale Stabilität zu fördern

und damit auch den Bindungsprozess zu ihren Kindern positiv zu beeinflussen (vgl. Gislason, 2021, S. 116).

Ein spezifischer Forschungsstrang zur Frage, unter welchen Bedingungen ehemalige Pflegekinder selbst zu Pflegeeltern werden, ist kaum vorhanden. Hamilton & Harris (2018) liefern die bislang einzige Annäherung an das Thema und argumentieren, dass ehemalige Pflegekinder aufgrund ihrer Erfahrung eine besondere Eignung als Pflegeeltern mitbringen, wenn sie entsprechend gefördert werden. Eine sichere Bindungserfahrung, ein autoritativer Erziehungsstil und gezielte Trainingsprogramme für Pflegeeltern werden als entscheidende Faktoren für die Stabilität eines Pflegeverhältnisses benannt. Während einige ehemalige Pflegekinder durch ihre eigenen Erfahrungen ein hohes Maß an Empathie und Sensibilität mitbringen, stellen frühere Traumata und instabile Bindungserfahrungen eine Herausforderung dar, die durch gezielte Unterstützung gemildert werden kann. So wird dafür plädiert ehemalige Pflegekinder zu fördern und als potentielle Zielgruppe für die Pflegeelternschaft zu rekrutieren (vgl. Hamilton & Harris, 2018, S. 10).

Die bisherige Forschung verdeutlicht, dass ehemalige Pflegekinder sowohl Risiken als auch Ressourcen für ihre eigene Elternschaft mitbringen. Während einige erfolgreich stabile Familienstrukturen aufbauen, sind andere mit strukturellen und individuellen Herausforderungen konfrontiert, die ihr elterliches Wohlbefinden beeinträchtigen. Besonders problematisch ist das Risiko der Reproduktion von Fremdunterbringung, da soziale Isolation, ökonomische Unsicherheit und institutionelles Misstrauen diesen Prozess begünstigen können. Gleichzeitig fehlen gezielte Unterstützungsangebote für diese spezifische Gruppe.

Ein umfassender wissenschaftlicher Diskurs zur Elternschaft ehemaliger Pflegekinder – insbesondere zu ihrer potenziellen Rolle als Pflegeeltern – steht noch aus. Weitere Forschung ist notwendig, um strukturelle Barrieren zu identifizieren, resilienzfördernde Faktoren zu stärken und langfristige Unterstützungsmaßnahmen zu entwickeln.

3.4.4 Fazit zum Forschungsstand und Fragestellung

Die bisherige Forschung zeigt, dass die Lebenssituation von Pflegekindern sowie deren langfristige Entwicklung in den letzten Jahrzehnten zunehmend untersucht wurde. Insbesondere die Pflegekinderhilfe-forschung, die Pflegefamilienforschung, die Herkunftselternforschung und die Pflegekinderforschung haben verschiedene Facetten des Themenfelds beleuchtet (Werner, 2019). Während gesetzliche Rahmenbedingungen, Unterstützungsbedarfe von Pflegeeltern und die psychosoziale Entwicklung von Pflegekindern weitestgehend gut dokumentiert sind, weist die Forschung zur Elternschaft ehemaliger Pflegekinder und insbesondere zu ihrer möglichen Rolle als Pflegeeltern weiterhin deutliche Lücken auf.

Die vorliegende Arbeit setzt an dieser Stelle mit der Frage an: Worin bestehen biografische Einflüsse auf Motive und Gestaltung der Elternrolle?

Ziel ist es, ein tieferes Verständnis dafür zu entwickeln, wie frühere Erfahrungen als Pflegekind zukünftige elterliche Entscheidungen prägen, um daraus Implikationen für Praxis und Forschung abzuleiten.